



Acht und zwanzigster Jahrgang.

49.

Dienstag, am 23. April 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Frauen von Kriebenstein.

(Aus Sachsens Vorzeit.)

Ein Lied von Frauentreue
Und treuem Fürstenwort
Lönt lieblich wohl immer auf's Neue
Und begeisternd fort und fort.

Drum töne, mein Lied, und sänge
Vom Ruhme der Fürsten und Frau'n,
Wie leuchtend in einem Ringe
Ihn läßt die Vorzeit schau'n.

Noch ragt im Bschopau Grunde,
Welt schauend in's Land hinein,
Als der Vorwelt bleibende Kunde
Der stattliche Kriebenstein.

Ihn hat auf jäher Halbe,
Vor der dem Blicke graut,
Dietrich von Bärenwalde
Zur Burg sich aufgebaut. *)

Die Mauern sind von Riesen,
So scheint es, aufgestellt,
Und Thürm' und Thore schließen
Das steinerne Festungsgezelt.

Daß tiefer der Feind noch erbange
Als vor Schwert und Lanz und Spieß,
Dräut hier und dort die Schlange
Und die Nacht im Burgverließ.

Doch was sind Niegel und Mauern,
Mit Wehr und Waffen gepaart,
Wenn unter nächtigen Schauern
Sich Feindschaft und Bosheit schaaert?

„Trotz Warten und trotz Binnen
Wird doch die Beste mein,
Ich will sie mir gewinnen!“
Spricht Staupitz von Reichenstein. *)

„Und kann ich sie nicht erringen
Auf offenem Kampfespfad,
So soll es mir gelingen
Durch Täuschung und Verrath!“

*) Kriebenstein (in Urkunden Ceywenstein) steht noch, wie es der genannte Ritter, dem die ganze Umgegend gehörte, in den Jahren 1382 bis 1407 erbaute, und ist gegenwärtig im Besitz eines Zweiges der berühmten und in Sachsen reichbegüterten altadligen Familie derer von Arnim.

*) Ritter Staupitz von Reichenstein vertrieb Dietrich von Bärenwalde aus Kriebenstein im Jahre 1415 und wurde deshalb von Friedrich dem Streitbaren, dem nachherigen so hochberühmten Kurfürsten von Sachsen, belagert.

Und weh', er hat wahr gesprochen:
Nach der Jahre zweimal vier
Hat er sich Bahn gebrochen,
Ist Herr im Burgrevier.

Und der, dem die Burg gehörte,
Muß vor dem Feinde stieh'n,
Muß, weil ihn Trug bethörte,
Hinaus in's Glend zieh'n.

Das dringt zu des Fürsten Ohren,
Der Friedrich der Streitbare heißt,
Weil sich zum Beruf erkoren
Den Kampf sein Helengeist.

„Kann solchen Frevel dulden,
Wer des Fürstennamens werth?
Nein, Staupitz, du zahlst dein Verschulden,
Ich schwör' es auf mein Schwert!“

„Berwirkt hast du dein Leben,
Berwirkt dein Hab' und Gut,
Und hab' ich den Tod dir gegeben,
Komm' über dich dein Blut!“

So tobt in gerechtem Grimme
Der Fürst und entbietet sein Heer,
Und kaum ist verhallt die Stimme,
Wogt um ihn ein Lanzenmeer.

Rasch zieht er zum Bschopauthale
Mit Mannen zu Fuß und zu Ros,
Und blendend im Sonnenstrahle
Glänzt Helm und Speer und Geschos.

Wie Schlangen die Beut' umschlingen,
So schließt er den Kriegenstein
In engern und engern Ringen
Mit eisernen Armen ein.

Die drinnen aber schauen
Auf den drängenden Feind mit Trutz;
Sie können fest ja bauen,
Auf ihrer Mauern Schuß.

Sie lachen der Mäh'n im Sturme,
Der sie zu vernichten droht,
Und senden von sicherem Thurme
Verwundung nieder und Tod.

Ingrimm faßt Friedrich; noch enger
Zieht er um die Burg den Gurt,
Und strenger und immer strenger
Bewacht er im Thale die Furt.

„Und wäre deine Wesse
Auch dreimal fester noch,
Heraus aus deinem Nefte
Jag' ich dich, Staupitz, doch!“

„Bald kommst du wohl selbst zum Lanze,
Wenn Noth zur Lust dich erregt,
Gieb Acht, wie meine Lanze
Alsdann den Takt dir schlägt!“

Vergebens nicht ward es gesprochen:
Stiller wird es auf Kriegenstein;
Unabwehrbar ist eingebrochen
Des Hungers ertödtende Pein.

Jetzt gilt es, um nicht zu verderben
Und ehrlos unterzugeh'n,
Im Kampf auf Leben und Sterben
Dem Feind in's Auge zu seh'n.

Es fällt die Brücke nieder,
Es öffnet sich das Thor
Und, gehüllt in Stahl die Glieder
Sprengt Staupitz den Seinen vor.

Und nun beginnt der Reigen,
Wo Haß eint Paar um Paar,
Wo Rach' und Verzweiflung geigen
Und besauern der Tänzer Schaar.

Ha, wie die Streitart schmettert
Auf Liebchens Schild und Arm,
Wie in Blitzen leuchtet und wettert
Das Schwert, von Blute warm!

Wie die Lanze schwirrt und splittert,
Und der Harnisch kracht und klirrt,
Wie der Helmbusch knickt und zittert,
Und Gejauchz' und Gestöhn sich wirrt!

Wie auf den Morgensternen
Der Tod sich schaukelt und wiegt,
Und der Mord aus Höllenfernen
Herbei zum Triumphe fliegt!

(Schluß folgt.)

Mathisel und Bäbele.

Natur- und Sittengemälde aus dem Elsaß,

von

A. Weill.

(Fortsetzung.)

Es hatte einige Tage stark geregnet. Der Rhein war sehr groß und alle Teiche waren über- voll. Die Rheinstraße war bereits an manchen Stellen überschwemmt, und die Post mußte die andere Straße durch Bischweiler, Hirt und Nichtstett einschlagen, um nach Straßburg zu gelangen. In mehreren Dörfern fürchtete man Ueber- schwemmung, und in Mathisels Dorfe stand bereits das ganze, allerdings sehr tief gelegene, Niede unter Wasser. Vom Rheine selbst fürchtete man eben nicht viel, seitdem ihn Napoleon bei Talhuntenheim durch den Kohlgieß — so heißt der Damm — eindämmen ließ. Woher das große Wasser kam, war Allen ein Räthsel; doch erinnerte man sich wohl, daß früher im Niede selbst der Rhein geflossen, und der alte Knabe versteht nicht immer Spaß!

Im Dorfe selbst war man nicht ohne Besorgniß. Der Dorfbach überschwemmte bereits Brücken und Stege, die Häuser jenseits des Baches hatten schon Wasser im Hofe, aber man hoffte, es werde über Nacht sinken, oder wenigstens nicht so hoch steigen, daß Gefahr zu fürchten, und in dieser Hoffnung begab man sich zur Ruhe.

Mathisel war in Straßburg, und ein gewaltiger Regenguß verhinderte ihn am Ausbruch zur gewöhnlichen Stunde. Als er in später Nacht den Berg herab ins Dorf kam, sah er nichts als ein weites Meer. Ueber den Wald herüber tönte dumpf die Sturmglocke, und Niemand im Dorfe ahnte das Unheil; Alles war im tiefsten Schlafe begraben. Mathisel blieb erst stehen, um sich zu orientiren, dann näherte er sich vorsichtig der Brücke. Das Wasser stand schon an Löbel's Haus mehr als drei Schuh hoch, und so war anzunehmen, daß es in den Häusern jenseits der Brücke bereits über den Betten stehen müsse. Da lief Mathisel schreiend durchs Dorf, zerschlug die

Läden, und rief die Einwohner zusammen, um den Unglücklichen, die vielleicht schon mit dem Fluthentode rangen, wo möglich noch Hülfe zu bringen. Da erscholl auch das Nothgeschrei aus den Häusern jenseits der Brücke, wo die Einwohner sich auf die Speicher und in die höhern Stockwerke geflüchtet hatten. Das Wasser stürmte fluthend und schäumend gegen jene Häuser an. Es wuchs nicht langsam und allmählig; denn die Einwohner hatten bis um halb elf Uhr gewacht, sondern es stürzte plötzlich heran, woraus man wohl mit Recht schloß, daß der Rhein irgendwo einen Damm durchbrochen habe. Das Sturmläuten aus der Ferne schien dies zu bestätigen, und die Furcht steigerte sich um so mehr, da Niemand wußte, wo hinaus. Endlich suchte man Rachen herbeizubringen, aber die Fluth hatte sie alle weggeschwemmt. Die Nacht war grausig dunkel, das Sausen und Anstürmen des Wassers, im Verein mit dem Rauschen des Windes, hatte etwas fürchterlich Schauriges, besonders wenn das herzerreißende Hülfegeschrei das Dorf durchschallte. Mathisel war der Eifrigste, der Muthigste in diesem Wirrwarr. Er schrie nicht mehr, schlug die Hände nicht über dem Kopfe zusammen, fluchte auch nicht, sondern holte in Ermangelung der Rachen die Mehlmulden aller Juden und Bauern, die gewöhnlich ihr Brod selbst backen, schnürte sie fest zusammen, stürzte sich in's Wasser und zog sie hinüber zu den Häusern. Abrahamel saß in einer derselben, und hielt die Laterne hoch über die Fluth. Der Wind schleuderte sie zwar manchmal seitwärts, aber glücklicherweise ging das Wasser Mathisel nur bis an den Hals; nur in der Gegend der Brücke war es gefährlich. Ermuthigt durch dieses Beispiel folgten ihm Andere, namentlich ein Jude, der lange auf der Marine gedient hatte und jetzt Bedell in der Synagoge war, und man brachte so mit unsäglicher Anstrengung und Gefahr in einer Stunde fast alle Bewohner ohne Schaden über die Brücke herüber. Das Wasser wuchs immer noch. Das Jammern und Gewinsel dieser Unglücklichen, die jetzt, da ihr Leben außer Gefahr war, um ihr Hab und Gut noch heftiger schriegen, war fürchterlich. Da bot sich plötzlich ein neues Schauspiel dar, das Alle in ein stummes Entsetzen versetzte. Ein Mädchen, das sich mit dem Lichte in

die Oberstube flüchten wollte, streifte damit ein Gebund Hanf, der gewöhnlich mitten in der Stube etwas kokett zusammengeflochten hängt. Der Hanf fing Feuer, das Mädchen merkte es nicht, es dachte nur an seine Rettung und stürzte sich in eine Mulde. Kurz darauf stand das ganze obere Stockwerk in Flammen. Zwei der feindlichsten Elemente vereinigten sich in diesem Hause brüderlich, um es von Grund aus zu zerstören. Das Wasser stürmte gegen dasselbe bis an die Fenster des ersten Stockwerks, und zwei Schuh höher wüthete das Feuer. Hier konnte Niemand helfen. Die Flamme erleuchtete das ganze überschwemmte Nid, man sah deutlich den Fluthenwirbel, der vom Walde herkam, und es konnte kein Zweifel mehr obwalten, der Rheindamm mußte stark beschädigt sein. Dann und wann stürzten glühende Bränder in die Fluth, und dann sauste es empor wie Schlangengezisch. Der Wind hatte sich gelegt, das Haus brannte ruhig hinab bis dahin, wo es das Wasser vor dem Feuer schützte; aber auch dieses Element wirbelte immer Kühner heran, und plötzlich stürzte ein danebenstehendes Haus mit schaurigem Geprassel in die Fluth. Die Sturmglocke läutete immer noch, aber wie den Nachbardörfern zu Hülfe kommen! Mathisel that sein Mögliches, um die Unglücklichen zu trösten. In Ebels Haus war ein wahres Lazareth, und Abrahamel konnte nicht genug die Majestät der losgelassenen Elemente bewundern. Es ging Alles drunter und drüber bis gegen Morgen, die Juden liefen zuletzt noch in die Synagoge und beteten. Der Rabbiner hatte gemerkt, daß das Wasser abgenommen habe, und ließ daher beten, damit es vollends abnehmen solle. Das dumpfe Läuten der Sturmglocken verhallte nach und nach. Man wurde über dem Walde des Rheines Meister. Sechs Dörfer arbeiteten die ganze Nacht hindurch, um den Damm wieder zu verstopfen, und nach vieler Mühe gelang das Unternehmen. In unserm Dorfe aber wurde Mathisel auf den Händen getragen. Hatte er doch ganz allein mehr als 20 Personen gerettet, und Eck selbst mußte eingestehen, daß man ihm viel verdanke. „Aber das Bäbele bekommt er doch nicht,“ schloß er seine Anerkennung. Mathisel konnte den andern Tag nicht nach Straßburg gehen. Bäbele, die von der Ueberschwemmung

hörte, war darüber in Verzweiflung, und beschloß, den andern Morgen selbst in das Dorf zu wandern, aber Abends schon las man von Mathisel in der Zeitung, wo seine Unererschrockenheit und seine Menschenliebe verdienstermaßen belobt ward. Das ließ sich Bäbele, die selbst nicht lesen konnte, wohl zwanzig Mal vorlesen; sie weinte darüber vor Freude und legte sich gar nicht zu Bette, damit sie sich immer darüber freuen könne. Am andern Tage kam Mathisel wieder in den Pfau. Bäbele sprang ihm freudig entgegen und zerküßte ihn fast vor den Augen aller Gäste, und die Soldaten freuten sich, die Bekanntschaft eines jungen Mannes zu machen, von dem die Zeitungen so rühmlich berichteten. Da wurde denn getrunken und gesungen bis spät in die Nacht, und Mathisel kehrte diesmal nicht in's Dorf zurück, sondern blieb in Straßburg. Bäbele war überglücklich. Ach, es war ihr letzter Freudentag. Ihr Glück hatte den Zenith erreicht, jetzt neigte es sich zum Untergange. —

Eck hatte eine Schwester in Paris, die er in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte; als Köchin war sie fortgegangen, und kehrte nun als stolze Dame zurück. Sie hatte noch einige Erbstreitigkeiten zu schlichten, und benutzte diese Gelegenheit, ihre Heimath wieder zu sehen. Die sogenannte Madame, die hochedle Frau eines Gendarmen, sah Bäbele in Straßburg, und bewunderte die feinen Züge und die edle Gestalt. Es wäre schade, sagte sie zu ihrem Bruder, wenn ein schönes Mädchen, das in Paris tausendmal sein Glück machen könnte, einen dummen Bauern heirathen sollte, der sie gar nicht zu schätzen wisse; sie wolle Bäbele mit nach Paris nehmen und für des Mädchens Glück sorgen. Madame Blanchet, so nannte sie sich, kannte Paris durch und durch, sie war durch alle Schulen gegangen, und Bäbele schien ihr eine vortreffliche Speculation. Solche Taille, solche Augen, gepaart mit so vieler Frische und Naivetät, mag man wohl selten in Paris finden. Ihr Vorschlag war Wasser auf Ecks Mühle; er wußte, daß Mathisel täglich bei seiner Tochter war, und wenn er auch eine negative Energie besaß, so hatte er doch weder Muth noch Kraft genug, dem wackern Burschen gerade entgegenzutreten. Diese negative Beharrlichkeit ist die Tugend aller feigen Memmen, sie

weichen aus, scheinen nachzugeben, aber nur um dem Feinde aus dem Gesichte zu kommen, damit sie ihn von hinten desto sicherer erschlagen können. Eck willigte in den Vorschlag seiner Schwester, und Madame Blanchet, die Bäbele's Weigerung fürchtete, suchte sie damit zu kirren, daß sie das Mädchen nur zum Besuche dorthin einlud, um ihr Paris zu zeigen, und gleichzeitig versprach, sie in vierzehn Tagen mit dem Onkel zurückzusenden, der bei der Versteigerung einiger Erbgüter zugegen sein müsse. Eck sollte ihr kein Geld mitgeben, was er ohnedies nicht gethan hätte, Madame Blanchet wollte Alles bezahlen. Bäbele schlug anfangs auch diese Lustreise aus, obgleich ihr Herz brannte, Paris zu sehen; als aber die gütige Tante ihr kattunene, ja sogar seidene Kleider machen ließ, und nun gar einen Hut dazu, da behauptete die Mädchennatur ihre Rechte: Bäbele willigte ein, den Pfau zu verlassen und auf vier Wochen mit nach Paris zu reisen.

Ich habe immer bemerkt, daß der Landmann nicht allein die Natur, sondern auch die Menschen besser kennt, als der Städter, vielleicht weil sie sich ihm beide ohne Maske zeigen. Wenigstens ist der Landmann in vieler Beziehung vorsichtiger, weil die Vorsicht eher ein Instinct, als ein Product der Erziehung ist. Bäbele hatte vollkommenes Vertrauen zu ihrer Tante, indeß nähete sie doch die dreißig Franken, die sie im Pfau verdient hatte, in einem Rocke ein, aus Vorsicht, (vielleicht aus Instinct), sie möchte doch einmal Geld brauchen, ohne daß die Tante darum wissen solle. Die Sache wurde schnell betrieben. Mathisel kam einige Tage nicht nach Straßburg, weil die Tante Bäbele gleich aus dem Pfau zu sich genommen. Er war betrübt, doch gelassen. Leicht hätte er Bäbele zurückhalten können, aber dazu war er zu stolz. „Nach was Du willst,“ sprach Mathisel; „wenn Du es gut meinst, ist mir alles recht.“ — „Sei ohne Sorge,“ erwiderte Bäbele. „Wenn's möglich ist, bleibe ich in Paris; dann laß ich Dir schreiben, Du kommst nach und wir heirathen uns, sobald ich majorenn bin; oder wir gehen dann nach Amerika.“ — Mathisel hätte Vieles einzuwenden gehabt, aber er schwieg. — Als es jedoch zum Abschied kam, sagte Bäbele: „Mathisel, Du thust

mir weh; es scheint mir, als trauest Du mir nicht, Du bist so still.“ — „Ich? ich habe Dir ja nicht ein Wort wegen Deiner Reise gesagt. Was mich verdrießt, sind Deine Kleider und Dein Hut; die werden Dir Unglück bringen. Ueberhaupt kommt's mir vor, als würde ich Dich nicht wiedersehen!“ — „Mathisel!“ schrie Bäbele, „Du stößt mir das Herz ab; hätte ich das gewußt, ich wäre gar nicht gereiset. Ich glaubte, das würde Dich stolz auf mich machen. Ich bleibe hier.“ — „Nein,“ versetzte Mathisel, „jetzt gehst Du; es soll einmal so sein, aber traurig macht's mich doch!“ Die Liebenden umarmten sich noch einmal und Mathisel stürzte fort. Als er Abends bei Löbel traurig den Abschied schilderte, sagte er: „das hätte ich nicht von Bäbele erwartet. Im Pfau freilich konnte sie nicht bleiben, aber warum gerade nach Paris? Und jetzt geht sie in Sammt und Seide daher, und hebt den Rock auf und sieht hinter sich auf die Erde! — Was liegt mir dran,“ rief er nach einer Pause aus, „es war mir immer so, als werde sie nie mein Weib, und jetzt scheint es mir, als sähe ich sie nie wieder.“ — „Wenn Bäbele falsch ist, Mathisel,“ versetzte Löbel, „so glaube ich an keinen Menschen mehr.“ — „Sie ist vielleicht in der Stadt etwas verdorben worden,“ erwiderte Mathisel. „Verdorben worden,“ schrie Löbel, indem er sich wie gewöhnlich von seinem Stuhle erhob. „Wer anders hat's verdorben als Du! Eines Mädchens wegen geht man nicht alle Tage nach Straßburg und wieder heim. Schämen solltest Du Dich. Da kennst Du die Mäd'el schlecht. Was soll denn Bäbele von Dir denken? — Mit dem mache ich, was ich will — und sie hat's auch gethan und wär' eine Närrin, wenn sie's nicht gethan hätte. So ein Liebster muß sie gelangweilt haben.“ — Mathisel schwieg eine Zeitlang. „Nun ist's, wie es ist,“ murmelte er dann dumpf vor sich hin. — „Ach,“ sagte ein Mädchen aus der Nachbarschaft, „sie ist immer ein hofärtiges Ding gewesen. Ist sie doch Eck's Tochter, und die schlagen nicht aus der Art.“ — „Brauchst auf Bäbele nicht zu schelten,“ antwortete Mathisel, „ich heirathete Dich doch nicht.“ Das Mädchen ärgerte sich und erzählte viele Geschichten von Bäbele, um Mathisel zu reizen, aber der war klüger und schwieg. „Es ist jetzt

vorbei," sagte er. „Hat sie mich betrogen, so sei's drum. Ich hab' sie nicht betrogen, und es wird wohl meine letzte Liebste sein. Das ist gut für unsere Aecker und Wiesen, die will ich jetzt tüchtig besorgen, und Abends laß ich mir von Abrahämel Geschichten erzählen.“ Mathisel ging betrübt von dannen. Die Mädchen im Dorfe achteten seine düstere Gelassenheit, jedes aber hoffte, ihm Bäbele erzeigen zu können; denn Mathisel war ja nicht allein ein schöner, sondern auch ein reicher Bursche.

(Schluß folgt)

Zehntausend Francs jährlicher Einkünfte.

Als ich achtzehn Jahre alt war, — ich spreche, wie Sie sehen, von sehr alten Zeiten — brachte ich in der schönen Jahreszeit die Sonntage zu Versailles bei meiner Mutter zu. Ich ging zu dem Ende fast immer zu Fuß und setzte mich unterwegs auf einen der kleinen Wagen, die damals dahin fuhren. Wenn ich aus der Barriere trat, so war ich gewiß, immer einen erwachsenen Armen zu finden, der mit freischender Stimme rief: „Eine milde Gabe, mein guter Herr, wenn es Ihnen beliebt.“ Er konnte darauf rechnen, ein dickes Zweifousstück in seinen Hut fallen zu hören.

Eines Tages, als ich Anton, so hieß mein Pensionär, meinen Tribut zahlte, ging ein kleiner gepudertes, magerer, rühriger Mann vorbei, und Anton ließ sein freischendes memento erschallen: „eine milde Gabe, mein guter Herr, wenn es Ihnen beliebt.“ Der Vorübergehende blieb stehen, und nachdem er den Armen einige Augenblicke angesehen, sagte er: „Ihr scheint mir verständig und arbeitsfähig zu sein, warum wollt Ihr daher fortfahren, ein so häßliches Gewerbe zu treiben? Ich will Euch aus diesem traurigen Zustande reißen und Euch zehntausend Livres Einkünfte geben.“

Anton lachte, ich gleichfalls.

„Lacht, so viel Ihr wollt,“ fuhr der gepuderte Herr fort, „aber befolgt meinen Rath und Ihr werdet erlangen, was ich Euch verspreche.

Ich selbst kann Euch zum Beispiel dienen. Ich war so arm, wie Ihr; aber statt zu betteln, machte ich mir einen Tragekorb und ging damit in die Dörfer und Landstädte, nicht um Almosen, sondern um mir alte Lumpen zu erbitten, die man mir umsonst gab, und die ich nachher an Papierfabrikanten zu einem guten Preise verkaufte. Nach Verlauf eines Jahres verlangte ich die Lumpen nicht mehr umsonst, sondern kaufte sie, und hatte mir zu meinem kleinen Handel einen zweirädrigen Karren und einen Esel angeschafft. Fünf Jahre nachher besaß ich dreißigtausend Francs und heirathete die Tochter eines Papierfabrikanten, der jedoch, ich läugne es nicht, eben keine glänzenden Geschäfte machte. Indessen war ich noch jung, thätig, verstand zu arbeiten und zu entbehren. — Jetzt besitze ich zwei Häuser in Paris und habe meinem Sohn, dem ich früh Lust zur Arbeit und die nöthige Ausdauer beibrachte, meine Papiermühle übergeben. Macht's wie ich, Freund, und Ihr werdet reich werden, wie ich.“

Der alte Herr ging sodann seines Weges und ließ Anton dermaßen in Gedanken versunken zurück, daß zwei Damen vorübergingen, ohne daß die freischende Auredede des Bettlers: „eine milde Gabe, wenn es Ihnen beliebt,“ über seine Lippen kam.

Während meines Exils zu Brüssel im Jahre 1815 trat ich eines Tages in den Laden eines Buchhändlers, um einige Bücher zu kaufen. Ein dicker und großer Herr ging im Laden auf und ab und beschäftigte fünf oder sechs von seinen Leuten. Wir sahen einander an, wie Leute, die, ohne sich erkennen zu können, sich doch erinnern, sich früher gesehen zu haben. „Mein Herr,“ sagte der Buchhändler endlich zu mir, „gingen Sie nicht vor vierzig Jahren Sonntags oft nach Versailles?“ — „Wie! Anton, sind Sie es?“ rief ich. — „Sie sehen ihn vor sich; der alte gepuderte Herr hatte Recht, er gab mir zehntausend Francs Einkünfte.“

F. Fr.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin im Februar 1844.

Endlich scheinen die Streitigkeiten in Bezug auf die oberste Leitung der Hofbühne beendigt zu sein. Herr von Küstner behält die ihm contractlich zustehende Oberaufsicht; der General-Musik-Director Meierbeer bleibt ihm untergeordnet. Wir müssen offen gestehen, daß wir diese Entscheidung nur loben können, denn so ausgezeichnet Herr Meierbeer als Componist auch immer sein mag, so läßt ihn schon der Umstand, daß er alle Jahre nur kurze Zeit in Berlin anwesend ist, als durchaus ungeeignet erscheinen, die Leitung der Oper zu handhaben. Diese Rangstreitigkeiten zwischen dem Intendanten und dem G.-M.-Director sind hier gar nichts Neues; das war beim Grafen Redern und Spontini eben so. Zuweilen suchte man das Gerücht zu verbreiten, als werde Graf Redern wieder die allerobere Leitung erhalten; glücklich ist dieser Sturm abgewendet worden. Was das bedeuten will, wenn ein Hofbeamter, der keine genügende Kenntniß der Sache hat, ein großes Institut leitet, darüber brauche ich Ihnen gewiß keinen Aufschluß zu geben.

Mad. Schröder-Devrient, welche Sie bald wieder in Dresden besitzen werden, hat hier eine lange Reihe von Gastrollen gegeben und setzt sie noch fort. Leider ist nicht viel Gutes über ihre Leistungen zu berichten. Ihre Stimme hat entseßlich abgenommen, und das Bemühen, durch Spiel diese Verluste zu ersetzen, führt diese berühmte Künstlerin zu Uebertreibungen, welche an's Lächerliche grenzen. Dazu kommt, daß die Enge des Schauspielhauses manche Opern ganz unmöglich macht, in denen sie wenigstens vor einem Jahre noch recht gefiel. Das Publikum behandelt sie sehr kalt, selten werden ihr Zeichen von Beifall zu Theil. Dieser richtige Tact hat sein Verdienstliches, denn er erspart einer Dame, deren Vergangenheit so glänzend war, das Schmerzliche eines gründlichen Fiasco. Leider ist Mad. Schröder nicht sehr vorsichtig in der Auswahl der Rollen; so beging sie darin einen bedeutenden Fehler, daß sie die Alice in Robert hier noch einstudierte, welche von Ullé Marx den Anforderungen des Publikums entsprechend bisher gesungen ward. Sie mußte häufig die Tempi langsamer nehmen und brachte dadurch das Orchester in einige Unordnung; dasselbe war im Othello der Fall, wo sie als Desdemona mehrere Male nahe daran war, die übrigen Sänger aus dem Tacte zu bringen. Ihre Leistungen haben hier gründ-

liche Beurtheilungen erfahren, in denen ihr eben nicht sehr schmeichelhaftes gesagt wird, wenn auch der bekannte Referent der Voss'schen Zeitung viel von „edler Weiblichkeit“ spricht. Eine spöttische Bitte in der Zeitung forderte Mad. Schröder auf, doch die Zerline in Don Juan zu singen! Sie sehen, daß Mad. Schröder nichts Besseres thun könnte, als diese undankbaren Berliner dadurch zu strafen, daß sie ihnen den Genuß ihrer Leistungen gänzlich entzöge! Doch scheint sie nicht diese Absicht zu haben, da es sogar heißt, sie würde uns durch die Rolle der Emmeline in der Schweizerfamilie zeigen, was ihre „edle Weiblichkeit“ noch zu leisten im Stande sei. Ich fürchte, daß Mad. Schröder durchaus nicht im Stande sein wird, Sie in Dresden den Mangel einer Prima Donna vergessen zu machen; denn erstens gehört zu einer Sängerin Stimme und dann noch einmal Stimme; findet sich hierzu noch gutes Spiel, um so besser; allein, wenn nichts vorhanden ist, als ein alle Grenzen überschreitendes Herumwirthschaften, so hört am Ende, wie der Berliner sagt, Alles auf! Mad. Schröder thäte gewiß am besten, wenn sie jetzt vom Theater gänzlich abginge, sie würde sich und dem Publikum den schmerzlichen Anblick ersparen, wie ein Blatt nach dem andern aus ihrem Lorbeerkränze auf die Erde fällt und unter die Füße kommt. Der fliegende Holländer, auf den man nach so vielen Lobeserhebungen gespannt war, hat nur wenig angesprochen. Es war Hoffnung auf einen kleinen Mozart gemacht worden und es fand sich höchstens ein kleiner Verlioz. Ein Chaos von Tönen, keine Melodie, keine Ruhe. Die Partien sind für die Stimmen äußerst schwer geschrieben; das könnten unsere deutschen Musiker von den Italienern lernen, auf die sie doch nur mit Achselzucken hinabschauen, wie man für die Stimme leicht und dieselbe nicht ruinirend schreiben muß. Wir sind hier in Berlin durch Spontini so ziemlich an Spektakel in den Opern gewöhnt, allein auf ein solches Abnußen der Pauken und Trompeten waren wir nicht gefaßt. Spontini schreibt im Verhältniß nur Kammermusik. Die Oper selbst wurde sonst sehr gut gegeben. Böttcher, mit seiner Prachtstimme, Liesche mit seiner tüchtigen Schule, Ullé Marx mit ihren schönen Mittelönen; sie Alle thaten, was in ihren Kräften stand; allein nach drei Vorstellungen schien die Oper vergessen, und sie wäre wohl nicht mehr an das Lampenlicht gezogen worden, wenn Mad. Schröder nicht auf den Einfall gekommen wäre, die Senta zu singen. Lassen Sie mich über diese Leistung ein discretos Schweigen beobachten. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Einleitung. In Andernach lagen Oesterreicher und Preußen zusammen, daher auch Excesse nichts

Seltenes waren. Dieser Neckerei müde, ließ der Commandant den Schreibe-Unteroffizier kommen, um ihm

eine Alles schlichtende Ordre zu dictiren. Wie dieser ins Zimmer kommt, befiehlt ihm der Commandant, sich zu setzen und zu schreiben, worauf folgendes Gespräch stattfand: Commandant. „Schreiben's!“ — Fouquier. „Gleich, Ihre Gnaden! dictiren's nur!“ — G. (dictirt) „Andernach.“ — F. (repetirt) „Andernach.“ — G. „Lesen's mal vor!“ — F. (lesend) „Andernach.“ — G. „Recht so, (dictirt weiter) Andernach den.“ — F. (repetirt) „Den.“ — G. „Lesen's mal vor!“ — F. (vorlesend) „Andernach, den.“ — G. (dictirt weiter) „den 12. April.“ — F. (repetirt) „Den 12. April.“ — G. „Lesen's mal vor!“ — F. (liest) „Den 12. April.“ — G. „'s recht so: den 12. April 1814.“ — F. (repetirt) „1814.“ — G. „Nun lesen's 'mal Alles laut vor!“ — F. (liest) „Andernach, den 12. April 1814.“ — G. (greift nach seinem Degen und Hute, stellt sich vor den Spiegel und macht seine Toilette). „Recht so! Nu, i hab' Ihnen die Einleitung g'macht, ausarbeiten könn'n's nu halt schon selbst; ich muß erst 'mal auf Paraden geh'n.“ Dabei ging er zur Thüre hinaus.

X Apparat von allerlei Trauergeräth für hohe Häuser. a) Ein Duzend Trauerwürfel, schwarz, mit weißen Punkten. — b) Einige Duzend Liqueurgläschen in Gestalt antiker Thränenfläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche. — c) Eine bleierne Gßglocke, während der Trauer zu läuten. — d) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen und können, sämmtlich von großen Meistern Englands gearbeitet, und von ungemeiner Schönheit, blaß zwar, aber zum Entzücken, zumal die weiblichen Masken. Die Thränen an denselben sind durchweg durch natürliche Perlen dargestellt, worunter einige an den Masken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sich befinden. — e) Mehrere schwarz emallirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen für die Jagdhunde. — f) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Tafelgerichte, völlig unschädlich, schwarz zu färben; darunter auch eins, die Citronen und Zwiebeln bei der Leiche zu schwärzen. — g) Ein Vorrath von L'hombre- und Tarockkarten, mit breitem, schwarzem Rande, und andern, bloß schwarz auf dem Rand, für halbe Trauer. — h) Ein treffliches, vollständiges Service von Porzellan, wovon jedes sinnreich auf den Tod anspielt.

Die Klage, daß wir so außerordentlich viele Taschenbücher hätten, scheint nicht begründet zu sein. Wir wissen nicht, was der nächste Messkatalog in dieser Art bringen wird: aber im Verhältnisse der viel verbreiteteren Leselust und Lesesucht kann er nicht so viel

haben, wie bereits 1795, also vor 35 Jahren, existirten. Damals hatte man 57 von allerlei Art, und dabei gab es manche sehr wunderliche. Namentlich hatte man einen Conversationsalmanach, einen historischen Almanach für den deutschen Adel, drei Taschenbücher kamen für Kinder, Mädchen und Jünglinge, ein Almanach für die Officiere im Felde, einer für Schulmeister, einer für Dienstmädchen, und einer gar — für die württembergischen Schreiber heraus.

Wie weit Karl's X. Stupidität gegangen, wie nahe Frankreich daran war, von einem Pfaffen regiert zu werden, ergiebt sich aus einem Zuge, den Corové erzählt. Wenn sich sein Minister Billele Stunden lang abgemüht hatte, ihm die Nothwendigkeit einer Maßregel begreiflich zu machen, und der König ihm immer beifällig zugewinkt hatte, daß nun die Sache ganz abgemacht schien, so kam endlich doch fast allemal noch der Refrain: „Je parlerai à mon confesseur!“ Ja, da kann ein Reich gedeihen!

Der Esel in Constanz. Zu Constanz am Bodensee ward der Dom reparirt, aber großes Kopfschmerzen machte dem geistlichen Capitel der Esel in der Darstellung der Geburt Christi. Unterm 17. April 1523 erließen sie „ex parte novi asini confecti“ den Beschluß: „Wiewol selbiger Esel dem Bildhauer bevolhen zu machen und verhofft, denselben artlicher (schöner) um solch gros Geld davor empfangen gemacht seyn. Nicht destominder Vff sein vnderthanig pitt angesehen vñ seine kind vñ grosse Armut, ist capitulariter concludirt, daß man ihm solle noch ober die XVIII Fl. so man ihm noch vor geben hat, noch zwei Fl. solle schenken, doch solle er den Esel wieder haim neemen und ihn baß und formlicher (hübscher) zurichten.“

Wie ein Schnellschreiber so eben berechnet hat, kann ein schnell sprechender Redner in einer Stunde ungefähr 7000, in der Minute 120 und in einer Secunde 2 Wörter sprechen.

Der Mensch hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Staate. Die Vernunft ist die Königin, der Verstand ihr Minister, die Phantasie ihr Maître de Plaisir, das Gedächtniß ihr Schatzmeister, kurz die Seelenkräfte sind der Adel, welche den Hof der Königin ausmachen. Die Sinne sind der fleißige Bürgerstand, die Leidenschaften der Pöbel, die Sansculotts. Gewinnen die letztern die Oberhand, so bestechen sie die Sinne, machen sich den Adel dienstbar, und guillotiniern am Ende die Königin Vernunft. 19.